

**Zeitschrift:** Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art  
**Band:** 54 (1967)  
**Heft:** 6: Struktur - Freiheit - Relativierung - Japan und unsere  
Gestaltungsprobleme

**Rubrik:** Ausstellungswesen

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

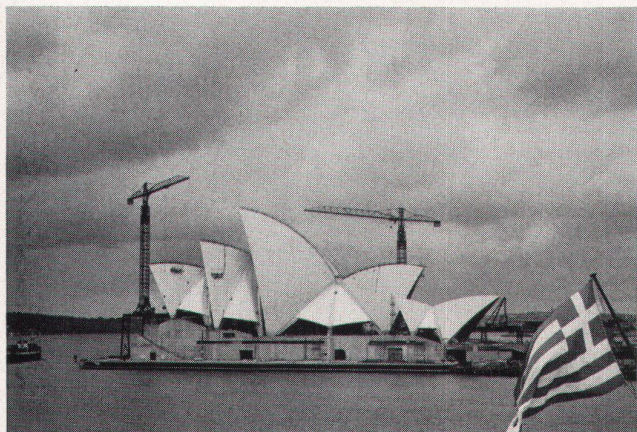
### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 25.11.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**





Das Opernhaus von Sydney

die äußerst komplexen Umstände, die den Bau des Opernhauses umgeben, zu bereinigen und in kontrollierte Bahnen zu lenken. Das vorläufige Opfer dieses Versuches ist der Architekt geworden, doch der Beweis für den Erfolg ist noch zu erbringen.

Der Bau des Hauses erfolgt in drei Etappen. Die erste Etappe umfaßte den Rohbau des Sockels und wurde im August 1962 fertiggestellt. Die zweite Etappe umfaßt den Bau der Dachschalen und steht kurz vor dem Abschluß. Die dritte Etappe, der Innenausbau und die Verkleidung des Sockels, soll demnächst beginnen und drei bis vier Jahre dauern.

Die geniale Weise, in der Utzon die komplexen Probleme des Hauses gelöst hat, hat ihm die Bewunderung weiter Kreise gesichert, und viele und namhafte Leute haben auch in der Folge alles versucht, um die Regierung von Neusüdwesten zu versöhnlichen Verhandlungen mit dem Architekten zu überreden. Ein solcher Versuch war die Petition, die R. N. Ryan, vorheriger Minister für öffentliche Arbeiten, in der Legislative Assembly vorgebracht hat. Doch auch Ryans Aufruf an die Regierung, eine versöhnlichere Haltung einzunehmen, ist ohne Erfolg geblieben. Doch ein Satz aus seiner Rede wird wie ein Omen über dem Architekten-Kollaborativ hängen: «Sogar wenn ihr Architekten finden werdet, die bereit sind, ihren Ruf aufs Spiel zu setzen, um das Opernhaus weiterzubauen, so wird

# BRING UTZON BACK

das Resultat ihrer Arbeit ganz verschieden sein, mehr kosten und weniger befriedigen, als wenn Utzon weitergearbeitet hätte.»

Heute, beinahe ein Jahr nach Utzons Ausscheiden, sind Projektierung und Ausführung der dritten Etappe in den Händen eines Architekten-Kollaborativs, bestehend aus P. Hall, Entwurf, L. Todd, Werkpläne und Beschrieb, und D. S. Littlemore, Bauführung. Die schwierigsten Probleme, die noch einer Lösung bedürfen, sind der akustische Innenausbau der beiden größten Theaterräume und die Glaswände, welche die Schalen abschließen. Utzon hatte bei seinem Ausscheiden beide Probleme bereits in Angriff genommen. Zwei Publikationen geben einigen Einblick in seinen Erfindergeist, nämlich die Zeitschrift «Zodiac» Nr. 14 und «Architecture in Australia», Dezember 1965. Seither hat das Architekten-Kollaborativ alternative Vorschläge ausgearbeitet, deren Details mit einiger Spannung erwartet werden.

Ein ebenso dorniges Problem scheint die Anzahl der Plätze und die Funktion der einzelnen Theaterräume zu sein. Die verschiedenen kulturellen Organisationen, die mit ihren Programmen dereinst das Haus beleben werden, sind sich uneinig über Platzzahl, Akustik und Zweck der Säle. Das Architekten-Kollaborativ, das außerstande war, die verschiedenen Ansprüche in bezug auf Platzzahl und Akustik im selben Saal zu befriedigen, hat unter dem Druck der australischen Broadcasting Commission drastische Änderungen vorgeschlagen, die den großen Saal in eine Konzerthalle für das Sydney Symphony Orchestra umwandeln und bereits gelieferte Bühneneinrichtungen im Werte von fünfzehn Millionen Schweizer Franken überflüssig machen würden. Der kleinere Saal soll für Opern und Theater benützt werden, wäre jedoch für die größten Opern zu klein.

Diese Änderungsvorschläge, die Mitte Dezember 1966 bekannt wurden, haben die Gemüter auf allen Seiten erneut erhitzt. Die Tageszeitungen nahmen regen Anteil an der Diskussion. Architekten des Bauamtes haben erneut gegen ihren Vorgesetzten, den Minister für öffentliche Arbeiten, Stellung genommen und sind mit einem Plakat «Bring Utzon back» vor die Öffentlichkeit getreten. Ein Professor der Universität von Neusüdwesten, Professor G. Molnar, ist wegen seiner öffentlichen Stellungnahme an der Seite von Utzon von seinen Kollegen im Vorstand des Royal Australian Institute of Architects gerügt worden und ist in der Folge aus dem Vorstand ausgetreten. Utzon selber hat in einem Interview mit einer australischen Tageszeitung seine Bereitschaft zu einer Versöhnung kundgegeben und hat dabei

versichert, daß die umstrittenen Probleme von ihm bereits gelöst worden seien. Doch die eigentlichen Verhandlungen verraten wenig von öffentlicher Einflußnahme, und die eingangs erwähnte abschließende Bekanntgabe des Ministers für öffentliche Arbeiten hat einmal mehr die Hoffnungen für eine Rückkehr Utzons zunichte gemacht.

Hans Mareli

## Ausstellungswesen

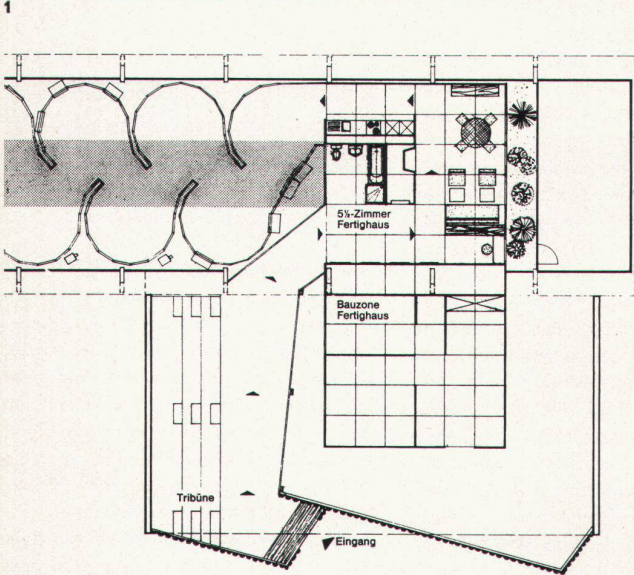
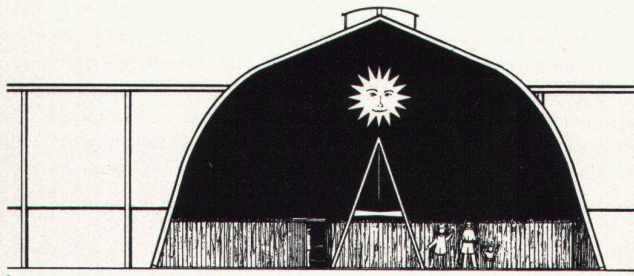
### Schweizer Mustermesse Basel

Von der Mustermesse bringt man immer ein Dingsda heim; es kostet ungefähr 50 Franken und löst ein Haushaltsproblem in verblüffender Weise: es macht, daß der Reis nicht zu weich wird oder daß halbierte Zitronen nicht austrocknen oder daß Socken beim Waschen nicht eingehen oder etwas ähnliches. Aber es macht das nur, solange es vom Vorführungsmann bedient wird. Zu Hause wird dann der Reis trotzdem weich, die Socken gehen trotzdem ein, und die Zitrone, statt zu vertrocknen, verschimmelt; man kann das Dingsda nur noch einem armen Kinde schenken.

Dieses Jahr kosteten die größten Dingsdas über 100000 Franken und nannten sich Fertighäuser. Sie erfreuten sich eines gewaltigen Zuspruchs, und vor dem besten unter ihnen, dem Typus Variel, bildeten sich lange Schlangen. So läßt man sich denn, den Weg des geringsten Widerstands verfolgend, in ein anderes Haus hineinspülen und durch die Gänge und Zimmer schieben. «130000 Franken!» ruft ein Mädchen mit verliebtem Blick seinem Begleiter zu. «Und schlüsselfertig» – so schaltet sich die Verkaufsdame ins Gespräch ein. «Aber ist das nicht etwa der Engrospreis für Wiederverkäufer?» erkundigt sich der vorsichtige Bräutigam. In solchen Massen wird das Fertighaus wohl noch nicht verkauft, obwohl es mit seinem Ziegeldach und seinen eisernen Dachrinnen und Fallrohren fast aussieht «wie ein richtiges Haus».

Wer gerne Blumen mag, dem sei ein Fertighaus besonderer Art empfohlen: das LOMA-Karussell-Gewächshaus. Es ist eine Erfindung der Architekten Löw & Manz, Basel, und kann zu verschiedenen Zwecken verwendet werden: der eine wird darin für Haus und Garten Blumen und Stecklinge züchten, ein anderer mag sich die Haltung tropischer Pflanzen zum Hobby werden lassen, einem dritten gar bietet es ein Biotop für wis-

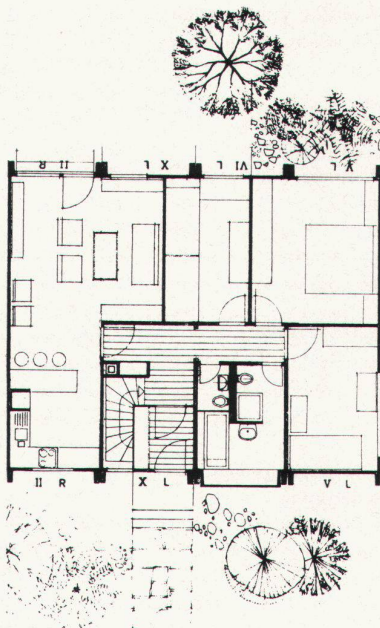




1, 2 Die Halle der Holzmesse an der Basler Mustermesse entsprach einer Sport- oder Industriehalle in Schalenbauweise. Im Innern wurde täglich ein Laro-nova-Fertighaus aufgestellt

3 Grundriß eines Variel-Fertighauses, Typ Vierzimmer-Einfamilienhaus

4 Das Loma-Karussell-Gewächshaus, Entwurf: Löw & Manz, Architekten, Basel



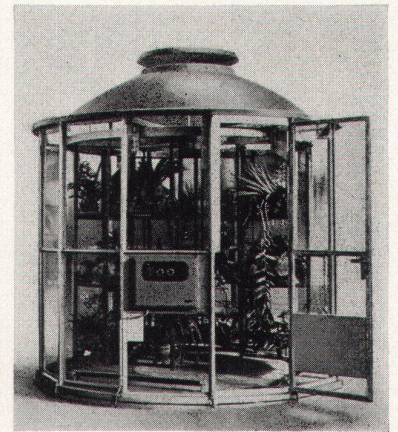
3

senschaftliche Versuche und Tierhaltung. Drehbare Tablare sorgen für gleichmäßige Besonnung, und eine Kunststoffkuppel läßt gerade die optimale Lichtmenge hinein.

Nachdem wir uns, wie jedes Jahr, in Professor Hofmanns Rundtempel dreimal verlaufen haben, sind wir schließlich dort, wo wir wollen: bei der Wohnungseinrichtung. Eine würdige Dreiergruppe kreuzt unseren irren Pfad: diese Unentwegten sind auf der Suche nach der «Guten Form» und wandeln, streng, aber gerecht die runde Plakette verteilend, durch die Hallen. Angesichts solchen Engagements kommen wir uns recht unnütz vor und suchen Trost bei Herrn Milani von der Wohnhilfe. «Wir machen seit langem unser größtes Geschäft mit platzsparenden Möbeln», sagt er. «Zusammenlegbares, Stapelbares, Kombierbares, das ist gesucht. Aber jedesmal, wenn ich wieder eines unserer Kabinbetten verkauft habe, denke ich: wäre unser Wohnungsbau gesund, so brauchte es die Kabinbetten gar nicht zu geben.» Bravo! In eine kürzere Formel läßt sich unsere Kritik an der Aktion «die Gute Form» gar nicht fassen.

Unter Heimatstil und Tropenholz und allen möglichen Kombinationen zwischen den beiden findet sich auch die Abteilung «gestaltendes Handwerk». Möbel, Keramik, Textilien und Tafelgerät werden hier dargeboten; sämtliche Objekte befinden sich in einer merkwürdigen Zwischenstellung zwischen Einzelobjekt und Prototyp. Ein erklärender Text befaßt sich mit diesem offensichtlich hier ungeklärten Problem: aus dem gestaltenden Handwerk wachse, im Glücksfall, die lohnende Serie. Da scheint doch wohl irgendwo ein Irrtum vorzuliegen. Am erträglichsten ist dieser Zwiespalt noch in der Gold- und Silberschmiedekunst: ein Besteck erschien mir noch für Augenblicke als schön, da sagt ein Passant verächtlich: «Das fällt dir ja aus der Hand!» und ruft mich in die Realitäten der Grifftechnik zurück.

Vom «gestaltenden Handwerk» führt ein Durchgang zur Mode: diese eindeutig serielle und gleichzeitig vergängliche Produktion hat uns in anderen Jahren manches an sauberem und kühnem Design gezeigt, was die Möbelabteilung vermissen ließ. In diesem Jahr enttäuschte sie uns sehr. Das Phänomen der Carnaby-Street-Mode scheint von den schweizerischen Textilentwerfern völlig mißverstanden worden zu sein. Was in London und in Italien in den letzten Jahren geschaffen wurde, ist mehr als eine kurze Mode, eher eine designerische Erfindung, zweifellos aber ein irreversibler Vorgang. Der Übergang von dreihundertfränkigen zum vierzigfränkigen Damenkleid darf von unserer Bekleidungs-



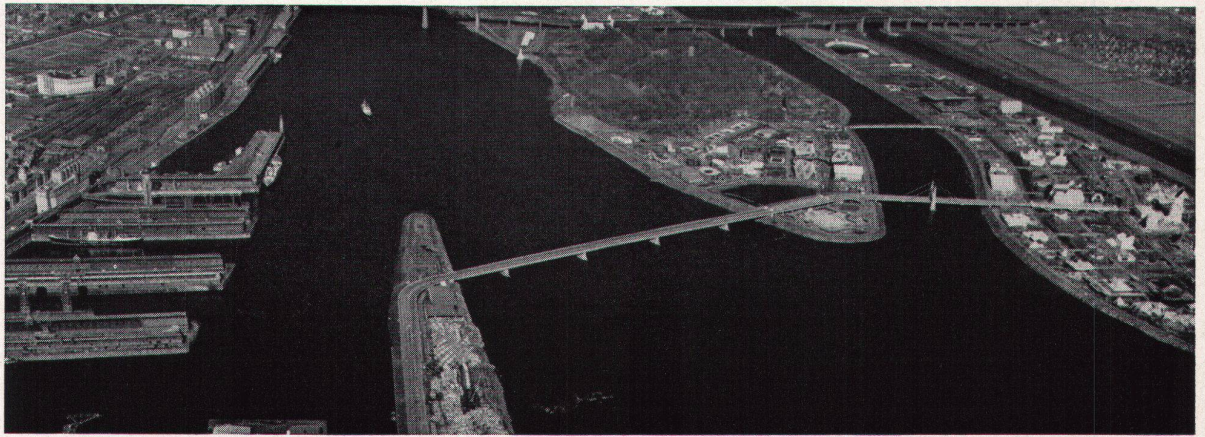
4

industrie nicht einfach dadurch kompensiert werden, daß sie den modischen Farben und Formen folgt, aber so viel zusätzlichen Firlefanz aufwendet, daß die alten Stückpreise gehalten werden können. So bot sich der seltene Anblick eines Publikums, das moderner und konsequenter gekleidet ist als die Modepuppen, derentwegen es gekommen war.

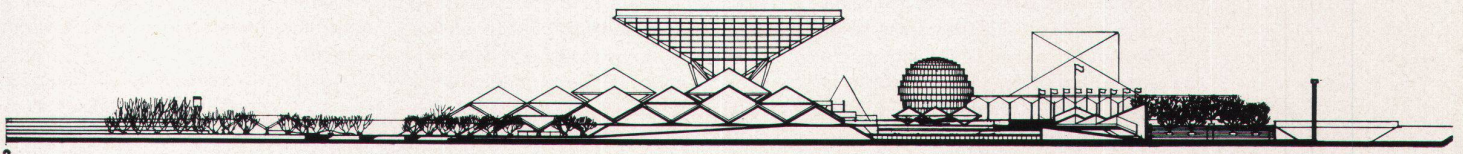
Noch haben wir das Dingsda nicht gefunden, und so eilen wir weiter. Vielleicht ist dieses Jahr gar nichts erfunden worden? Kann man denn überhaupt immer etwas Neues auf den Markt bringen? Die Dinge streben doch einem Optimum zu und können schließlich nicht mehr verbessert werden. Denken wir beispielsweise an das Fahrrad, dieses seit langem vollendete Fahrgestell ... Unter solchen erbaulichen Gedanken zogen wir quer über den Platz in das neue Gebäude Nr. 22, wo die Verkehrsmittel stehen. Da erwischte uns ausgerechnet der Mann, der zusammenlegbare Fahrräder verkauft. Vergeblich weise ich darauf hin, daß ich schon zwei Fahrräder und kein Auto besitze: nur durch eine Radfahrt um den Verkaufsstand und anschließendes Zusammenklappen des Fahrrades «für in den Kofferraum» kommt man wieder los.

Am Fahrrad hat es vielleicht doch noch etwas zu erfinden gegeben, es hat eben nicht die Eindeutigkeit von Hammer oder Zange – so argumentieren wir weiter. Da stoßen wir auf den Stand mit dem Hammer. Ein bisheriger Hammer, wie ihn die Menschheit seit einigen tausend Jahren gebraucht, überträgt nur 55% der Kraft eines Schlags – so erklärt uns der Verkäufer. Warum? – weil 45% der Kraft für den Rückschlag verwendet wird. Der zu einem Stück gefügte Hammer springt nach dem Schlag hoch wie ein Trommelschlägel. Der moderne Hammer bleibt nach dem Schlag fest auf dem Amboß sitzen. Er besteht auch nicht mehr aus einem Stück; sein hohler Kopf ist mit Schrot gefüllt, dessen Körnchen einzeln





1



2

ihren Schwung auf die Unterlage abgeben. – Ist das ein Dingsda? – Ich glaube, nein. Aber das habe ich auch all die anderen Male gemeint.

Ein Blick noch in die Ausstellung «die Gute Form». Sie ist von Igildo Biesele SWB in sparsamer und gepflegter Weise betreut worden. Über die Darbietung der im letzten Jahr prämierten Gegenstände hinaus enthält sie im Zentrum eine kleine thematische Schau: «Die gute Umwelt.» Sie will darauf hinweisen, wie gewisse Ziele des Werkbundes, insbesondere bezüglich des guten Produktdesigns, heute zumindest in erreichbarer Nähe gerückt sind; daß sich aber bei aller Verbesserung des Einzelproduktes die Umwelt des Menschen als Ganzes eher verschlechtert hat. Die Siege des Werkbundes sind aber so lange fraglich, als sie nur auf dem Nebenkriegsschauplatz der Geräte errungen sind, und die Hauptsache, die angemessene Lebensweise des Menschen, weiterhin bedroht ist. L.B.

### Montréal, centre mondial de l'architecture pour six mois

#### *Cinq années d'efforts*

Non sans rappeler le terrain de l'Expo nationale de Lausanne, le site de l'Expo 67 à Montréal a été courageusement choisi. Le Canada, que sa superficie place au second rang mondial, possède de vastes terrains vierges de toute construction, même aux abords immédiats de sa plus grande métropole qui compte plus de deux millions d'habitants. Pourtant, l'Exposition universelle a été bâtie en majeure partie sur une surface ar-

rachée à la principale raison de vivre de Montréal, le fleuve Saint-Laurent.

Ce choix fait que, plus que toute autre manifestation de cette importance, celle-ci engage très loin et pour longtemps l'urbanisme de la ville qui l'accueille. Ce fut l'occasion pour cette cité industrielle, bâtie au hasard des intérêts privés malgré ses rues rectilignes se coupant à angle droit, d'une prise de conscience qui eût été retardée de plusieurs décades.

Fait significatif, le Service d'Urbanisme de la Ville de Montréal n'a vu le jour qu'en 1962. Aujourd'hui, 180 personnes œuvrent à son bon fonctionnement dans quatre départements spécialisés et fort efficaces à en juger par le nombre et la qualité de ses publications. Un plan directeur même, comparable à celui qui a été publié pour la région parisienne en 1965, sera rendu public dans deux mois.

#### *Les voies d'accès*

Le terrain de l'Expo, une fois choisi, dut être rendu accessible. Tout en se servant de voies existant déjà (le pont Jacques-Cartier et le pont Victoria), les urbanistes ont créé un système routier urbain et extra-urbain capable de drainer rapidement les millions de visiteurs attendus, au travers d'ouvrages d'art atteignant souvent à la beauté; le pont-tunnel Lafontaine et l'échangeur Turcot en sont de bons exemples.

Les autoroutes se sont ainsi multipliées. L'Autoroute transcanadienne, qui passe – surélevée – à Montréal atteint une longueur de 386 km sur le secteur de la province de Québec. Le réseau des États-Unis s'est, lui aussi, développé en première urgence dans la partie nord-est

1  
Luftaufnahme des Ausstellungsgeländes in Montreal

2  
Schnitt durch den kanadischen Pavillon. Architekten: Ashworth Robbie Vaughan & Williams, Schoeler & Barkham, Z. M. Stankiewicz

du pays, élément de la gigantesque voie de 66000 km entreprise à la suite de l'adoption de la «Loi Fédérale sur les Autoroutes» (Federal Highway Act). Point terminal de ces accès, le stationnement réservé à l'Exposition dans la ville de Montréal permet d'accueillir 23000 voitures et 500 autobus.

Mais l'élément urbain le plus intéressant est sans doute le tout nouveau métro, avec ses stations à double ou triple hauteur, dans la conception desquelles l'élément humain a joué un grand rôle grâce au travail des urbanistes et des architectes, et avec ses prolongements au cœur des places et des centres importants, dont, bien sûr, le site de l'Expo 67. Cet événement est capital et disloque le désordre établi. Dans cette cité au climat rigoureux, une vie souterraine est en train de naître, avec ses boutiques, ses places, ses œuvres d'art, ses bancs publics. Un visiteur arrivant à Montréal par le rail dans la nouvelle gare principale sera déjà sous terre. Il pourra gagner le terrain même de l'Exposition sans avoir vu la lumière du jour, mais il aura côtoyé un univers à sa mesure et pu être charmé tout au long de son voyage intérieur.

De grands édifices publics ou privés profitent du passage du métro pour créer des accès directs à des bureaux, aux grands magasins, etc. Ainsi, ce service public, construit lui aussi en partie grâce à la venue de l'Exposition universelle,



contribue dans une large mesure à modifier l'aspect urbain, en ce sens que, le métro s'arrêtant en des endroits ponctuels, les édifices ne sont plus construits de façon plus ou moins régulière le long des rues passantes, mais se concentrent en hauteur sur les points constitués par ses stations et ses sorties. C'est pourquoi, je pense, Montréal s'est soudain convertie à la verticalité dont la silhouette est fort belle, le soir surtout, si on la voit de la rive opposée du Saint-Laurent ou même des îles de l'Exposition.

#### Sur le terrain

Deux îles et une presque île sont le cadre de toute la manifestation. Elles sont reliées entre elles par une voie principale qu'emprunte l'Expo-Express, train rapide et gratuit que l'on prend dès l'entrée pour se rendre d'un secteur à l'autre. De chaque gare – au nombre de cinq – on peut trouver une correspondance avec un monorail, deux d'entre eux ayant déjà été utilisés à Lausanne. Un système de canaux permet également de se rendre par bateau d'un pavillon à un autre, moyen de transport enchanteur si on veut profiter de la visite pour en faire un instrument de plaisir et de détente.

On arriva enfin à l'accès des différents pavillons nationaux, but de ce prodigieux déploiement de force et d'intelligence. Comme pour toute exposition universelle, chaque pays a délégué un architecte qui, dans la mesure de ses moyens et de ses objectifs, a montré ce que sa nation avait de plus représentatif tant sur le plan matériel que philosophique ou poétique.

Les architectes attachés directement à l'Expo 67, cependant, avaient espéré un moment que la «Terre des Hommes» (thème de l'exposition) aurait assez de maturité et d'esprit d'abnégation pour pouvoir être conçue à peu près de la même façon qu'une exposition nationale, c'est-à-dire qu'un petit nombre d'architectes du monde entier auraient eu, par voie de concours, la possibilité d'ériger un pavillon susceptible de recevoir plusieurs pays exposants. Ce fut un tollé de protestations, chacun des participants se réservant le droit de contrôler son architecture nationale.

Néanmoins, la proposition rencontra un terrain plus favorable au sein du continent africain. En effet, plusieurs nations africaines se sont décidées à louer une portion seulement d'un pavillon construit à leur intention par l'architecte canadien John Andrews et qui porte le nom de «Place d'Afrique». C'est une initiative qui mérite de retenir l'attention.

M. Laville

## Wettbewerbe

(ohne Verantwortung der Redaktion)

### Drei Möglichkeiten, eine Vorstadt zu planen

Zum Ortsplanungswettbewerb Dättwil

Anfangs dieses Jahres ist in Baden (Aargau) eine neue Art Wettbewerb aus der Taufe gehoben worden: der Ortsplanungswettbewerb (siehe WERK 5/1967). Gegeben war das ungefähr 1,4 Millionen Quadratmeter große Gebiet von Dättwil, das bis zum Zusammenschluß mit Baden im Jahre 1961 eine selbständige politische Gemeinde gewesen ist. Das Dorf Dättwil zählt heute rund 300 Einwohner. Aufgabe war es, auf dem gegebenen Gebiet Wohnraum für zusätzliche 6000 Einwohner zu schaffen. Das entspricht einer Verzwanzigfachung der heutigen Bevölkerungszahl. Die Mehrzahl dieser Leute wird, laut Programm, ihren Arbeitsplatz im Zentrum Badens finden. Die Agglomeration Baden wird dann ungefähr 235000 Einwohner zählen. Die im Wettbewerbsgebiet angesiedelte Bevölkerungsmenge entspricht also ungefähr dem vierzigsten Teil der Gesamtbevölkerung.

Der Wettbewerb soll, gemäß Programm, folgende Erlasse ermöglichen: 1. Zonenplan und Spezialvorschriften; 2. Überbauungspläne (Richtpläne); 3. Landkäufe und Landumlegungen für die öffentlichen Bauten und Anlagen.

Von den Teilnehmern abzuliefern waren ein 2,5 m langes Richtmodell und rund 5,5 Laufmeter Pläne (Zonenplan, Verkehrsplan, Richtplan und Bericht). Die Konkurrenz war als *Ideenwettbewerb* ausgeschrieben, eine Weiterbearbeitung oder Ausführung war nicht in Aussicht gestellt. Trotzdem wurden 47 Projekte juriiert. An einem Projekt arbeiteten im Durchschnitt schätzungsweise vier zu einem Team zusammengeschlossene Fachleute verschiedener Berufsrichtungen. Das heißt: rund 200 leitende Persönlichkeiten haben an dem Wettbewerb teilgenommen. Das ist eine bemerkenswerte Tatsache, deren Ausdeutung allein Inhalt eines Artikels sein könnte.

Eine zweite bemerkenswerte Tatsache ist die hervorragende Arbeit der Jury. Sie hat – wie selten kommt das vor! – unbestritten die beiden besten Vorschläge prämiert.

Wir zeigen im folgenden den ersten Preis (hier Vorschlag A genannt), den zweiten Preis (hier Vorschlag B genannt) und Ausschnitte eines nicht prämierten Vorschlages (hier Vorschlag C genannt). An diesen drei Arbeiten lassen sich drei mögliche grundsätzliche Arten, eine Vorstadt zu planen, diskutieren.

### Drei grundsätzliche Überlegungen

B nimmt, was im Programm steht, als gegeben: «Dättwil wird innerhalb einer Agglomeration von 235000 Einwohnern einen in sich geschlossenen Stadtteil bilden.»

A und C zweifeln daran, daß 6000 rasch angesiedelte Einwohner in einer 40mal größeren Agglomeration eine in sich geschlossene Einheit bilden können, zumal überdies, laut Programm, die meisten dieser Neuangesiedelten im alten Badener Zentrum arbeiten werden. A und C ziehen aber aus dieser Überlegung zwei ganz verschiedene Schlüsse:

A folgert: ... Deshalb muß durch Schaffung neuer Attraktionspunkte und Schaffung zusätzlicher Verknüpfungen mit bestehenden Anlagen die im Programm enthaltene Prophezeiung wahrgemacht werden.

C folgert: ... Deshalb ist es zwecklos, für eine so kleine Einheit ein eigenes Zentrum zu errichten. Die 6000 Zuzüger werden nicht nur im alten Badener Zentrum arbeiten, sondern auch dort einkaufen, sich dort vergnügen. Sie werden keine Dättwiler sein, sondern Badener.

A schlägt also ausdrücklich *mehr* vor, als das Programm verlangt.

B schlägt vor, was das Programm verlangt.

C schlägt ausdrücklich *weniger* vor, als das Programm verlangt.

Die verschiedenen Auswirkungen dieser drei Grundhaltungen auf die Planung sind interessant und sollen deshalb im folgenden kurz und in vereinfachter Form dargestellt werden.

#### Projekt A

A betrachtet einen Ort, aus dem die Mehrzahl der Bewohner täglich wegpendelt, als unselbständig. Um den Ort selbständig zu machen, muß A zweierlei unternehmen: die Pendlerbilanz zugunsten der Einpendler beeinflussen (Schaffung von Arbeitsplätzen für Auswärtige) und die Zahl der am Ort selbst Beschäftigten erhöhen (Schaffung von nahegelegenen Wohnplätzen für die am Ort Arbeitenden). Das erste erreicht A durch die Anlage eines der Industrie dienenden Forschungszentrums, das zweite erreicht A durch ein Angebot an Hanghäusern für das Personal des Bezirksspitals. Welche Folgen haben diese Maßnahmen für die Planung? Ein Forschungszentrum ist eine sehr dynamische Nutzung. Auch ein Spital ist expansiv, gleich wie die Industrie. Diese drei Aktivitätsgruppen werden – sobald sie einmal auf dem Territorium zugelassen sind – wachsen, und zwar ungeachtet irgendwelcher Planungsmaßnahmen.

Selbst bei einer planungsmäßigen Beschränkung der räumlichen Ausdehnung werden tertiäre Aktivitäten, wie For-